


Agnes Christofferson

ZWEI  
LEBEN

A cluster of six small, stylized birds in flight, positioned above the word 'ZWEI'.

**EDEL**  
ELEMENTS

Emilie dummerweise wieder vergessen hatte. Aber ihr waren als Erstes ihre großen blauen Augen und ihre unsagbar schiefen Zähne aufgefallen. *Da haben wir schon eine einwandfreie Krankenvorsorge und es gibt immer noch Menschen, die mit unsagbar schiefen Zähnen durchs Leben laufen*, schoss es ihr durch den Kopf.

„Die Villa verfügt über vierzig Apartments, eine weitläufige Parkanlage mit einem See, eine Bibliothek, einen Gymnastikraum, ein Café, ein Restaurant sowie ein Schwimmbad mit Wellnessbereich. Der Bus fährt alle halbe Stunde in die Stadt, das Einkaufszentrum ist fußläufig erreichbar. Darüber hinaus bieten wir auch einen Lieferservice an.“

Während die Heimleiterin plapperte, konnte Emilie die Augen nicht von ihren Zähnen lassen. „Ich habe einen Fahrer“, brummte sie leise. „Ganz sicher steige ich nicht in einen Bus.“

„Ich denke nicht, dass du Kaya brauchen wirst, Mutter“, raunte Daniel ihr zu.

Emilie verdrehte die Augen. „Papperlapapp. Ich steige nicht in einen Bus. Mit dem Bus fahren nur Arme und Verrückte.“

„Wie du meinst“, murmelte Daniel. Laut sagte er: „Es ist eine wirklich schöne Einrichtung.“

Emilie sah ihm an, dass er restlos begeistert war. „Dann zieh doch hier ein“, knurrte sie.

Daniel seufzte tief. „Mutter. Bitte.“

„Ich weiß leider nicht, wie ich es dir sagen soll, aber die da drüben führt Selbstgespräche. Siehst du? Da!“ Sie deutete auf eine Alte, die draußen auf der Parkbank saß.

„Frau Müller neigt dazu, laut zu denken“, sagte die Hauswirtin beschwichtigend. „Neigen Sie nicht manchmal dazu, laut zu denken, Frau Lauenstein?“

„Ich spreche mit meinen Pflanzen und mit meiner Katze. Das ist etwas völlig anderes“, sagte Emilie empört. „Apropos Katze. Ich hoffe doch sehr, Haustiere sind erlaubt.“

Eine Reihe hässlicher Zähne erschien, als die Wirtin lächelte. „In dieser Anlage sind Haustiere bedingt erlaubt. Die Hausordnung sieht kleine Hunde, Katzen sowie Fische und Vögel vor. Es wäre doch ein ziemliches Leid für die Herrchen und Frauchen, wenn sie sich von ihren Lieblingen trennen müssten. Außerdem tun Haustiere der Seele gut.“

„Ja“, brummte Emilie. „Außer einer hält sich so einen Kläffer, der bei jedem Pups das ganze Haus zusammenbellt. Deswegen habe ich eine Katze.“

Die Hauswirtin wies angestrengt freundlich auf die Aufzüge. „Wenn Sie mögen, schauen wir uns ein Wohnbeispiel an. Momentan sind zwei Wohnungen frei.“

Sie betraten den leeren, geräumigen Fahrstuhl. „Dort ist doch keiner gestorben, oder?“, hakte Emilie nach.

„Mutter!“, zischte Daniel ihr zu.

„Was?“, zischte Emilie zurück.

„Das ist unhöflich und unpassend.“

„Wer sagt das? Schließlich soll ich hier mein Geld lassen. Und ich will keine Wohnung, in der eine tote Leiche gelegen hat. Schließlich hat so eine Wohnung ein ganz fieses Karma.“

„Da kann ich Sie beruhigen, Frau Lauenstein. Die meisten Bewohner sterben in einem Krankenhaus.“

Der Fahrstuhl setzte sich knarrend in Bewegung.

„Und wo sterben die, die nicht in einem Krankenhaus sterben?“

Man sah der Hauswirtin an, dass sie intensiv gegen den Impuls kämpfte, sie zu packen und kräftig zu schütteln. Um Höflichkeit bemüht, sagte sie: „Tja ...“

Emilie hörte ein Zögern.

„Natürlich kommt es vor, dass ein Bewohner im Schlaf stirbt ...“

„Da! Meine Frage war nicht unbegründet“, rief Emilie und warf ihrem Sohn einen triumphierenden Blick zu.

„Aber so etwas wie schlechtes Karma gibt es nicht“, murmelte Daniel.

„Wer sagt das?“, wollte Emilie wissen.

„Der gesunde Menschenverstand, Mutter.“

Der Fahrstuhl blieb stehen und die Tür glitt auf.

„In diesem Flügel hat man einen wunderbaren Ausblick auf den Park. Und, was sagen Sie dazu?“, fragte die Hauswirtin mit Begeisterung in der Stimme.

„Pardon. Wozu?“

Die Hauswirtin schaute sie direkt an. „Zu unserer Einrichtung.“

„Das ist wohl der Preis, den man bezahlt, wenn man alt wird“, antwortete Emilie.

Behutsam legte Daniel ihr eine Hand auf die Schulter. „Meine Mutter hat sich noch nicht richtig mit dem Gedanken abgefunden ...“

„Diese Reaktion ist völlig normal.“ Die Hauswirtin lächelte scheinheilig. „Natürlich braucht Ihre Mutter noch etwas Bedenkzeit.“

„Ich bin noch hier“, sagte Emilie. „Und ich weiß selbst, was ich brauche. Und im Moment brauche ich eine Toilette. Ich muss mal.“

Die Hauswirtin und Daniel warfen sich zweifelnde Blicke zu. Beide schienen unschlüssig, ob sie Emilie alleine gehen lassen konnten. Schließlich sagte die Hauswirtin: „Sie können gerne die Mitarbeitertoilette benutzen. Geradeaus und dann links.“ Sie überreichte ihr den Schlüssel.

Emilie warf einen Blick auf die Wanduhr. Halb drei, hoffentlich war die Führung bald vorbei. Sie umfasste ihren Stock fester und trippelte los. Als sie links um die Ecke bog, kam ihr ein welker Clark Gable entgegen. Ein stattlicher Kerl von einem Mann. Er trug eine volle Einkaufstasche und wirkte besorgt. „He! Alles in Ordnung bei Ihnen? Sie sehen ein bisschen beschissen aus.“

Etwas in seinem Ton irritierte Emilie. Dann wurde ihr bewusst, dass ihre Beine zitterten. Tatsächlich musste sie sich kurz an die Wand lehnen. In ihrem Kopf drehte sich alles. „Vielen Dank auch“, brachte sie keuchend heraus. „Dabei hat mich das Gesicht einiges gekostet.“ *Ein Lifting und diverse andere Schönheitsbehandlungen*, ging es ihr durch den Kopf. Verdammt, war die Luft dick! Sie konnte kaum atmen.

Der Mann zögerte kurz. „Ich meine, Sie sehen etwas blass aus. Vielleicht sollten Sie sich mal hinlegen.“

Emilie tat so, als ob sie ihn nicht gehört hätte. „Wer sind Sie denn?“, brummte sie.

„Fred.“

„Fred? Wie Fred Feuerstein?“

„Fred. Wie Fred Kaminski.“

Emilie befühlte ihre Wangen und stellte erschrocken fest, dass sie feucht waren. „Na schön, Fred wie Fred Kaminski. Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Mir geht es ganz gut.“ Sie bemühte sich um einen lockeren Tonfall.

„Klar. Sagte meine Frau auch, bevor sie tot umfiel“, erwiderte Fred düster.

Emilie zuckte die Schultern. Sie hätte beinahe laut gestöhnt. „Noch stehe ich auf den Beinen.“ Oder? Sie stand doch noch?

„Sagte meine Frau auch“, sagte Fred in finsterem Tonfall. „Vielleicht sollte ich Sie in Ihre Wohnung begleiten“, schlug er vor.

Emilie nahm einen tiefen Atemzug. Da war er wieder. Der Geruch von verbrannten Gänsefedern. „Riechen Sie es auch?“, fragte Emilie und verzerrte das Gesicht.

„Also ... nein. Ich rieche nichts. Hoffentlich bin ich es nicht. Manchmal bin ich etwas undicht ...“

Doch Emilie hörte nicht weiter zu. In ihren Ohren dröhnte ein gedämpfter und erstickter Schrei. Der Schrei von damals, als ...

Eines Tages stieß sich Emilie beim Baumklettern heftig den Kopf an, was ihr eine ganz dicke Beule einbrachte. Und da man mit dicken Beulen nicht spaßen durfte, wurde sie in das SS-Lazarett eingeliefert. Dort musste sie zwei Tage zur Beobachtung bleiben. Nur um sicherzugehen, dass sie keine Gehirnerschütterung oder sonstigen Beeinträchtigungen hatte.

Jedenfalls war Emilie noch nie im Krankenhaus gewesen, also war das schon ein recht spannendes Erlebnis. Natürlich war es nicht toll, krank zu sein. Ganz sicher nicht. Geschweige denn, wenn man eine ganz dicke Beule am Kopf hatte und das Bett nicht verlassen durfte. Aber ein Krankenhaus war ein ganz spannender Ort und sie eher neugierig als ängstlich. Es gab auch eine Menge interessanter Instrumente und Apparate zu sehen, auch wenn sie nicht wirklich wusste, wofür sie gedacht waren. Und das medizinische Personal imponierte ihr sehr. Alle waren ganz besonders nett und lieb zu ihr. Vielleicht, weil es so ruhig im Lazarett war. Die meisten Menschen hatten wohl beschlossen, gesund zu bleiben, um das schöne Sommerwetter zu genießen.

Doch obwohl es im Lazarett sehr ruhig war, ertönte in regelmäßigen Abständen ein gedämpfter und erstickter Schrei von draußen. Emilie war von Natur aus neugierig, zumindest wurde ihr das nachgesagt. Genau wie ihr nachgesagt wurde, ein Plagegeist zu sein, weil sie dazu neigte, alles sofort auszusprechen, was ihr durch den Kopf ging.

Wie dem auch sei; ihr Interesse war geweckt. Sie beschloss, dem mysteriösen Schrei nachzugehen, weshalb sie heimlich in den Korridor schlich. Dort musste sie sich auf die Zehenspitzen stellen, um aus dem Fenster zu sehen. Auf der gegenüberliegenden Seite beobachtete sie einen SS-Soldaten mit einer Gasmaske auf dem Dach eines sehr flachen Gebäudes. Er schüttelte etwas aus einer Blechdose in eine kleine Öffnung und ein paar Augenblicke später ertönte ein erstickter Schrei durch die Betonwände.

Unwillkürlich sog Emilie heftig die Luft ein. Das war ja vielleicht merkwürdig. Wie gebannt starrte sie den Soldaten an. Und dann, ein paar weitere Augenblicke später, quoll braugelber Qualm aus dem Schornstein.

„Das ist nicht normal“, flüsterte sie gegen die Scheibe. „Da geht irgendwas Geheimnisvolles vor sich.“

„Hallo? Sind Sie noch da?“ Fred Kaminskis Stimme flog an ihr vorbei. „Geht es Ihnen auch wirklich gut?“

Plötzlich war die Luft wieder rein. Der eklige Geruch war weg. Emilie atmete ein paarmal tief durch. Zu ihrer großen Erleichterung gelang es ihr. „Mir geht es blendend“, sagte sie.

Fred zuckte mit den Schultern, dann neigte er den Kopf ein wenig zur Seite. „Na, wie Sie meinen“, sagte er, obwohl er ein besorgtes Gesicht machte und nicht überzeugt klang.

Sie straffte die Schultern und drückte die Knie durch. Es ging ihr schon viel besser. „Es ist wohl nur der Zucker“, brummte sie schließlich etwas kleinlaut und verzog missmutig das Gesicht.

„Ganz sicher?“, wollte Fred wissen.

„Ganz sicher“, antwortete sie zuversichtlich.

Im gleichen Augenblick bog Daniel um die Ecke. Vermutlich wollte er nachschauen, ob sie nicht ins Klo gefallen war.

Fred grüßte ihn mit einem Kopfnicken. „Ich nehme an, es ist Ihre Mutter. Sie sollte etwas essen“, sagte er. „Sie hatte einen kleinen Schwächeanfall.“

„Nur einen klitzekleinen“, brummte Emilie.

Daniel bedankte sich bei Fred und versprach, gleich mit ihr ins Restaurant zu gehen. Nur eine halbe Stunde später saßen sie an einem Zweiertisch. Emilie ließ ihren Blick über den eleganten Speiseraum bis zu dem wunderschön gestalteten Innenhof schweifen. Sie musste sich eingestehen, dass ihr der Anblick gefiel. Und die Speisekarte war üppig. Sie hatte keine Mühe, das passende Gericht für sich zu finden. Sie bestellte Schweinebraten mit Kartoffelknödeln.

„Du hasst es hier, oder?“, fragte Daniel.

Emilie blickte direkt in seine Augen, die einen kleinen Tick heller waren als ihre eigenen. „Ein wenig“, gestand sie. Sie ließ die vergangenen vierzig Minuten wie einen Film vor ihrem inneren Auge abspulen. Sie hatte sich die Musterwohnung angesehen. Zugegeben, die Wohnung war recht reizvoll. Es gab ein Schlafzimmer mit geräumigem Wandschrank, ein Wohnzimmer, Küche und eine schöne Dachterrasse mit Ausblick auf den See.

„Und du bist bestimmt wütend auf mich“, bemerkte Daniel.

„Warum sollte ich denn wütend auf dich sein? Nur weil du meinst, ich wäre zu alt, um allein zu leben?“, entgegnete Emilie brummig.

Daniel schien die Anspielung zu überhören. Stattdessen rief er nach der Kellnerin, um eine Tasse Kaffee zu bestellen.

Eine Weile war es still. Und dann fuhr Daniel entschlossen fort: „Diese Wohnungen sind sehr begehrt. Du solltest dir mit deiner Entscheidung nicht allzu viel Zeit lassen.“

„Das werden wir noch sehen“, murmelte Emilie.

Als sie später nach Hause kam, ging sie zum Fenster hinüber und hob das Fernglas an die Augen. Dann ließ sie ihren Blick über den großen Garten bis zu ihren Nachbarn schweifen. Eine kleine Frau saß auf der Terrasse und rauchte eine Zigarette. Ganz offensichtlich war es die Putzfrau. Die Nachbarn waren nämlich Nichtraucher.

Sie ließ das Fernglas nach links schweifen. Ein Haus weiter saß ein Paar im Garten und spielte mit einem Hundewelpen. Na klasse. Demnächst gab es Hundegebell. Missmutig schwenkte sie das Fernglas weiter nach links und verzog das Gesicht. Da *walkten* wieder welche. *Klack-klack, klack-klack, klack-klack*. So nannte man das, wenn man nicht rannte und auch nicht ging, sondern im beschleunigten Gang zwei alberne Stöcke mitschwang. Man *walkte* eben. Sie begriff bloß noch nicht, wieso die Leute so ein Tamtam darum machten. Das sah doch total albern aus. Und egal, wohin man schaute, überall *walkten* sie. Und sahen albern aus.

Emilie liebte es, ihre Nachbarn zu beobachten. Es war allemal besser als das Fernsehprogramm. Die neumodischen Funkberichte waren eine Katastrophe. So viel Leid und Kummer. Und jeden Tag kamen neues Leid und neuer Kummer dazu. Und dann, zwischen dem ganzen Leid und Kummer, Werbespots! Vor lauter Werbespots wurde ihr schwindelig. Die Welt war anders als früher. Als sie noch im Halbschlaf vor sich hin dämmerte.

Außerdem traute sie dem Fernsehen nicht. Der tägliche Kontrollblick aus dem Fernglas war allemal besser. Da wusste man gleich, woran man war.

Da tauchte die Katze wieder auf und schmiegte sich an Emilies Beine. „Ja, du hast recht. Lass es uns auf dem Sofa gemütlich machen.“ Kaum, dass sie sich gesetzt hatte, sprang die Katze auf ihren Schoß. Emilie hatte keine Ahnung, wo sich ihre kleine Mitbewohnerin manchmal so herumtrieb. Sie war eben sehr abenteuerlustig. Emilie kralte die Katze ausgiebig hinter dem Ohr. „Habe ich dir schon erzählt, dass Anna Schauspielerin werden wollte? Nein? Dann hör gut zu.“